Für unsere Kleinen

Sommerfreuden am Seestrande.

Wie Quakehansens in Quakerslust den Sommer verleben.

Die Bienen.

Summ, summ, summ, Bienchen summ herum!
Ich wer tun Dir nichts zu Leide,
Flieg' nur aus in Wald und Heide,
Summ, summ, summ, Bienchen summ herum!

Gewiß kennen die allermeisten von Euch das hübsche Liedchen. Ich kenne es schon lange, von den Bienen aber, von denen das Lied uns erzählt, wußte ich bis jetzt nicht viel. Ich ging ihnen nur immer sehr ängstlich aus dem Wege, denn das Eine wissen wir Alle von ihnen: daß sie einen Stachel haben und es sehr weh tut, wenn sie uns damit stechen. Schon mancher Spaziergänger und manche Spaziergängerin hat außer einem schönen Blumenstrauß ein ganz dickes Gesicht mit heimgebracht — und daran war ein Bienenstich schuld. Vorigen Sommer lebte ich einige Zeit in dem Hause eines „Bienenvaters". So nennt man einen Herrn, der die Bienen pflegt. Da habe ich diese Tierchen oft betrachtet und viel von ihnen erzählen hören. Das hat mir so gut gefallen, daß ich es Euch wiedererzählen will, ich hoffe, es gefällt Euch auch. Dieser Bienenvater hat in seinem Garten ein eigenes Häuschen für seine Bienen stehen. Die eine Wand des Häuschens ist nur halbhoch, und darauf steht ein Bienenstock neben dem andern, das sind die Wohnhäuser der Bienen. Es sind Holzkasten, fast eine Yard lang und eine halbe Yard hoch im Viereck. An der einen schmalen Wand dieser Kästen ist ein kleines Flugloch, mit einem Brettchen davor, hier fliegen die Bienen aus und ein. An der anderen schmalen Seite ist Glas eingezogen und die Holzwand wird davor mit Riegeln festgehalten. Nimmt man diese Wand ab, so sieht man durch das Glas, wie durch ein Fenster, in das Innere des Kastens und kann die Bienen betrachten. An warmen, sonnigen Tagen sind sie voller Leben. Unaufhörlich sind sie auf der Suche nach seinem Blütenstaub und ruhen nicht eher, als bis sie genug Honig gesammelt haben. Den bringen sie an ihren Beinchen heim. Es sieht aus, als hätten sie dicke farbige Höschen angezogen, vom hellsten Gelb bis zum dunkelsten Braun. Man sagt deshalb auch: „die Bienen höseln". Sie streifen den Blumenstaub in den Zellen im Bienenkorb ab, und gleich geht's wieder fort, neuen zu holen. Es sind außerordentlich fleißige Tierchen, so fleißig, daß sie garnicht alt werden und sich wirklich zu Tode arbeiten.

Wie sieht es nun in einem Bienenstock aus? Wir gucken durch das Fenster hinein und sehen, wie eine große Menge Bienen unter lautem Gesummse emsig hin und her, herauf- und herunterlaufen. Sie bauen die „Waben". Die Bienen, die ins Freie fliegen, haben an ihrem Leibe das Nötige herbeigeschafft: Wasser, Erdtellchen. Die Bienen im Stock bereiten daraus ganz feines, durchsichtiges Wachs und bauen nun damit eine Zelle an die andere, oben von der Decke an nach unten. Jede Zelle ist ein sechseckiges Röhrchen, und alle sind ein wenig schief gebaut — mit der Oeffnung nach oben — damit der Honig nicht herausfließen kann. Jede Zelle, die die Bienen mit Honig gefüllt haben, verschließen sie mit einer Decke aus Wachs, so fein, daß der Honig durchschimmert. Ich konnte sehen, wie alle Tage immer mehr Röhrchen gefüllt waren. Kommt der Winter, so sind die Bienen fertig mit Bauen und Honigbereiten. Sie ruhen nun aus und verzehren dabei die süße Speise, die sie sich mit so großem Fleiße verschafft haben. Denn die Bienen bereiten den Honig nicht für uns Menschen, sondern für sich damit sie im Winter, wenn sie nicht im Freien herumfliegen und sich von den Blumen ihre Nahrung holen können, doch zu leben haben. Nur was sie übrig lassen, schneidet der Bienenvater im Frühjahr für uns heraus. Ist nun der Sommer recht kalt und naß, so können die Bienen nicht genug Honig bereiten. Das ist schlimm für den Bienenvater und noch schlimmer für die Kinder, die den Honig so gern essen, denn da gibt es im Frühjahr keinen, und nun muß der Bienenvater seinen Bienen eine süße Speise bereiten, sonst verhungern sie. Er kocht Kandiszucker recht dick ein und stellt ein Schüssel voll in den Bienenstock, nach ein paar Tagen ist sie schon leer.

(Schluß folgt)

— Die Jugend gleicht dem Diamanten, der erst dann glänzt, wenn er geschliffen ist.

Enten. Die Ente schnattert: nat-nat-nat! Bin noch nicht satt! bin noch nicht satt!

Haus, Hof und Garten

Fußringe für das Geflügel. — Die Raupenzucht des Schmetterlingsammlers. — Telea polyphemus.

Wenn der Geflügelzüchter die Legetätigkeit seiner Hennen kontrollieren will, dann muß jede Henne ein Kennzeichen haben, und täglich muß man ins Legebuch eintragen, ob sie gelegt hat oder nicht. Ein sicheres Kennzeichen hierfür geben die mit der Jahreszahl der Geburt und mit laufenden Nummern versehenen geschlossenen Fußringe ab, die den jungen Tieren im Alter von drei Monaten angelegt werden und später nicht mehr abzuziehen sind. Jede Henne wird dann unter ihrer Ringnummer in das Legebuch eingetragen. Kontrolliert wird die Legetätigkeit durch Fallennester, die hier an dieser Stelle schon wiederholt beschrieben und abgebildet wurden. Sie gründen sich alle auf dem Prinzip, daß die legende Henne in das Nest geht und dieses sich dann schließt, sodaß sie dasselbe nicht wieder nach dem Legegeschäft von selbst verlassen kann, sondern vom Züchter befreit werden muß. Drei- bis viermal am Tage sieht man aus diesem Grunde die Nester nach.

In landwirtschaftlichen Betrieben läßt sich solche Kontrolle nur schwer das ganze Jahr hindurch vornehmen. Es läßt sich aber auch dann ein einigermaßen klares Bild über die Leistungsfähigkeit des Geflügels feststellen, wenn Fallennester nur 2 bis 3 Monate im Jahre in Betrieb gehalten werden, etwa bis zu Ende März. Sonst dienen Fußringe auch zur Alterskontrolle der Tiere. Es sind dann leicht die Hennen, die im dritten Jahre ihre Legetätigkeit beendet haben, festzustellen und von der weiteren Haltung, weil wirtschaftlich dann nicht mehr rentabel, auszumerzen.

In das Umlegen der Fußringe zur Unterscheidung der Altersklassen bei einem größeren Hühnervolk kommt Methode, wenn der Züchter in folgender praktischer Weise vorgeht. Auch hier ist Voraussetzung, daß die Hühner nicht länger gehalten werden, als bis zum Herbst nach vollendetem dritten Lebensjahre, sie sollen also nicht älter als 3½ Jahre werden, sodaß jedes Hühnervolk immer aus drei Altersklassen zusammengesetzt ist. Der jüngste Jahrgang trägt keinen Fußring, der zweite trägt den Ring um den linken, der dritte um den rechten Fuß. Den im Herbst vor der Mauser auszumerzenden ältesten Tieren wird der Ring beim Schlachten oder beim Verkaufe abgenommen und den nun in die zweite Klasse eintretenden umgelegt, den von der zweiten in die dritte Klasse eintretenden wieder vom linken auf den rechten Fuß legen oder aber die dritte Klasse erhält auf beiden Füßen Fußringe. Die als Ersatz für die ausscheidenden dreijährigen einzustellen Frühjahrstücken bleiben ringfrei.

Der Schmetterlingssammler, der für seine Sammlung gute, tadellose Schmetterlinge zu haben wünscht, zieht die Tiere im Raupenhause aus gesammelten Raupen. Hier im Raupenhause geht die Entwicklung der Tiere schneller von statten als in der freien Natur. Sie zerfällt, je nach den Häutungen, in zwei, drei und mehr Perioden. Bevor die Häutung eintritt, stellt die Raupe das Fressen ein, heftet sich dann nach einiger Zeit mit drei Bauchfüßen und den Nachschiebern fest, sprengt durch Drehungen und Wendungen die alte, welk und trocken gewordene Haut über dem Kopfe und windet sich aus dem alten Kleide heraus. Es kommt bei mehreren Raupen vor, daß die Färbung der Raupe nach jeder Häutung eine andere ist.

Die voll entwickelte Raupe, die zur Verpuppung reif sind, zeigen dieselben durch Unruhe und Unruhe an. Nackte Raupen färben sich unmittelbar vor der Verpuppung dunkler. Manche Arten, wie z. B. Attacus atlas-Raupen, entleeren vor der Verpuppung eine Menge von Flüssigkeit aus ihrem Körper.

Nicht alle Raupen aber verpuppen sich in demselben Jahre. Viele Arten, besonders aus der Familie der Spinner, Eulen und Spanner überleben nicht nur einen, sondern sogar zwei Winter im Raupenstadium, bevor sie sich verpuppen. Diese Arten, und auch die einzigen, die im Spätherbst an Gras und niederen Pflanzen gefunden werden. Den Zeitpunkt, wann sie in das Winterquartier zu bringen sind, erkennt man daran, daß sie mit dem Fressen aufhören, sich mit Seidenfäden festspinnen oder sich träge in einen Winkel des Raupenhauses zurückziehen. Um jede dieser festgesponnenen Raupen füllt man nun ein röhrenförmiges Stück Gaze, das oberhalb und unterhalb der Raupe um den Zweig festgebunden wird. Die Zweige sollen nicht mit in ein lufiges, ungeheiztes Zimmer. Sie können auch einfach im Raupenhause verbleiben, wenn dieses im ungeheizten Zimmer aufgestellt wird.

Für Raupen, die sich in Moos oder unter Laub verkriechen, benötigt man sogen. Ueberwinterungskästen, die am zweckmäßigsten aus Drahtgaze herg stellt sind, doch genügen auch Holzkisten dazu. Man füllt die Kisten bis zur Hälfte mit trockener, gut gesiebter Erde mit Flußsand vermischt. Auf die Erdschicht wird eine Moosschicht ausgebreitet (das Moos ist vor dem Einbringen zu zerzupfen und der Hitze auszusetzen, damit in demselben vorhandene Insekten etc. vernichtet werden. Ueber die Moosschicht wird trockenes Laub von Beerensträuchern, Haselnuß, Buche etc., sowie dürre Maisblätter und Erbsenschoten gebreitet. Auf dieses werden die Raupen gesetzt, die sich hier verkriechen. Der Deckel des Kastens soll gut schließen und besteht am besten aus Drahtgaze. An Stelle solcher Kästen kann man auch größere in gleicher Weise angefüllte Blumentöpfe benutzen, die im Freien in einem geschützten Teile des Gartens, der nicht von der Sonne getroffen wird, eingegraben werden. Im Januar bis Februar nimmt man sie heraus und bringt sie in ein kaltes Zimmer. In derselben Weise verfährt man mit den Ueberwinterungskisten. Steht dem Züchter kein Garten zur Verfügung, so stellt man sie auf den Balkon, auf ein Fensterbrett vor dem Fenster oder in einem nach Norden gelegenen ungeheizten Zimmer auf, dessen Fensterflügel ständig geöffnet sind. Alle vier Wochen ist bei frostfreier Witterung das Moos etwas zu besprengen. Hat es geschneit, so legt man handhoch Schnee auf die Moos- und Blattschicht, da die Kälte einen gesundheitlichen Einfluß auf die überwinternden Raupen ausübt.

Nach dem ersten warmen Regen im Vorfrühling erwachen die Raupen. Diejenigen, die im Zimmer stehen und den Frühlingsregen nicht bekommen, sind tüchtig zu besprengen, doch ist ein Aufstellen der Kästen auch derjenigen Raupen die von Gazebeuteln umhüllt sind, im Frühlingsregen viel besser als ein Besprengen. Die Raupen saugen begierig das Wasser auf, um die während des Winters in den Därmen hart gewordenen Exkremente von sich geben zu können.

Als erstes Futter für die erwachenden Raupen dienen Vogelmiere, Löwenzahn, Apfelschalen, Salat, Kohlblätter etc., mit dem sich die polyphagen Raupen in der ersten Zeit begnügen. Auch die welken Blätter aus dem Ueberwinterungskasten sollen teilweise mit in das Raupenhaus gebracht werden, da manche Raupen dieses Futter notwendig gebrauchen.

Die Baum- und Laubraupen erwachen erst spät aus dem Winterschlafe und benagen dann die Blattknospen oder die vorjährige Rinde ihrer Futterpflanzen.

Bei vielen Eulenarten kann man die Winterruhe der Raupen abkürzen, indem man sie zeitig in das Zimmer bringt und sie mit in Blumentöpfen gezogenem Futter füttert. Sie verpuppen sich dann früher und geben schon im Januar den Schmetterling.

Im Herbst schon vollständig entwickelte Raupen, die keine Zeit zur Verpuppung mehr haben, überwintern ebenfalls, sie fressen aber im Frühjahr nicht mehr, sondern schreiten gleich zur Verpuppung.

Oft ist es angebracht, daß bei verschiedenen Raupen, die sich zur Verpuppung anschicken, diese einzeln gehalten werden, da mehrere sich im engen Behälter bei ihrer Unruhe sonst stören. Besonders gilt dieses von Schwärmerraupen. Diese stören sich bei der Verpuppung so, daß die Puppen beschädigt werden und im besten Falle verkrüppelte Schmetterlinge liefern, die für die Sammlung wertlos sind.

Auf die Behandlung der Puppen über Herbst und Winter komme ich später hier zurück.

* * *

Die beistehende Photographie stellt einen der schönen großen heimischen Spinner dar, dessen wissenschaftlicher Name „polyphemus" sich von den einäugigen Polyphemus der griechischen Mythologie herschreibt. Der Schmetterling hat aber vier glasklare Augen, sodaß die Beziehungen zu dem sagenhaften Polyphemus nur dadurch richtig sind, wenn man bedenkt, daß jeder Flügel des Spinners ein Auge hat. Das Tier ist ziemlich weit in Nord- und Südamerika verbreitet. Die Grundfarbe des Schmetterlings ist ein zartes rötliches Braun mit helleren und dunkleren Linien.

Telea polyphemus, einer unserer großen Nachtfalter.

Ethnochemie.

Zur Erheiterung unserer Leser in dieser schweren Zeit haben wir mehrfach schon über die durchaus ernst gemeinten aber gerade darum so närrisch wirkenden Auslassungen französischer Gelehrter denen die Kriegsfurie offenbar zu Kopfe gestiegen, berichtet. Darum möchte ich auch nicht unterlassen, auf eine neue „tranfzendentale" Entdeckung aufmerksam zu machen, die dem Dr. Bérillon gelungen ist und mit der er „die Ueberlegenheit der französischen Rasse über germanisches Barbarentum" beweisen kann und will: Die Hälfte der Menschheit liegt sich heute leider mit der anderen Hälfte in den Haaren, aber die, welche die jetzige große Katastrophe überleben, sind Zeugen solcher Wandlungen und Neuerungen, daß sie zeitweilig alle Sorgen und Schrecken darüber vergessen. Auf allen Gebieten menschlicher Forschung haben diese Umbildungen begonnen, und es gibt sogar Wissenschaften, die bisher scheinbar gar nichts miteinander zu tun hatten und die sich jetzt auf einmal liebevoll verschmelzen, während draußen die Völker blutig aufeinander schlagen. Wer hätte es z. B. gestern geahnt, daß die Ethnologie und die Chemie heute Brüderschaft schließen würden?! Und dennoch ist es so, wenigstens behauptet es der obengenannte französische Doktor. Bis dahin wußte man nur, daß einige Männer etwas mehr Phosphor in ihren Hirnkasten aufgespeichert hatten als andere, und daß manches weibliche Wesen ein bedeutend größeres Maß von einem gewissen pikanten Salz in sich trug als seine Mitschwestern. Aber von da bis zu der Feststellung einer Charakterverschiedenheit der Rassen auf Grund der chemischen Bestandteile der Nachkommen Adams und Evas ist denn doch noch ein weiter Schritt, den mit der nötigen pariserischen Eleganz zu tun wie geschehen Bestandteile der Nachkommen sagt, dem „eminenten" Dr. Bérillon vorbehalten war. Und zwar geschah das in der letzten Sitzung der französischen Gesellschaft für vergleichende ... Pathologie — wo hätte es auch anders sein können?! — und drei weitere Doktoren — Tribaulet, Demaucly und Larmat — bestätigten die Beobachtungen des gelehrten Herrn, daß „die individuelle Persönlichkeit der verschiedenen Rassen nicht nur durch äußere Merkmale, sondern auch durch die Zusammensetzung ihres inneren Mediums gebildet wird". Dieser, wenn man so sagen darf, Chemismus jeder Rasse vererbt sich mit derselben Bestimmtheit wie ihr anatomischer Bau. Daher ist es denn auch möglich, die Zugehörigkeit zu einer Rasse durch die chemische Analyse ohne weiteres zu erkennen und zu studieren, wie es bei irgend einem anorganischen Erzeugnis der Fall ist. Mit andern Worten, wir stehen vor dem monumentalen Eingang zu einer neuen Wissenschaft, in die zwei bisher völlig getrennte Wissenszweige harmonisch zusammenfließen und die ich die Ethnochemie zu benennen wage. Gewissermaßen als Taufpaten fungieren die erwähnten drei Weisen, die auf Grund dieser neuen Frucht vom Baum der Erkenntnis sofort die vollkommene Verschiedenheit der Franzosen und Deutschen vom chemischen Standpunkt aus nachweisen konnten, wobei sich natürlich ergab, daß die für die Menschheit wirklich nützlichen und wertvollen Chemikalien im französischen Rasseköper sitzen. Da ich von Chemie wenig verstehe und ein völliger Laie in Ethnologie bin, so kann ich die Sache nicht nachprüfen und muß mich auf die genannten „Autoritäten" verlassen. Aber es war mir schon früher immer aufgefallen, daß der französische Volkskörper viel mehr Quecksilber enthielt als der deutsche, wozu sich in letzter Zeit eine gehörige Portion schwefeliger Säure und ein nicht geringer Prozentsatz Schwefelwasserstoff gesellte. Doch Scherz beiseite, man kann mit dieser neuen Entdeckung tatsächlich wohl zufrieden sein, denn die bisherigen Unterscheidungsmethoden nach Schädelformen usw. waren, im Vertrauen sei es gesagt, doch schon etwas abgegriffen, und viel unterhaltender dürfte künftig eine Untersuchung darüber sein, ob die betreffenden Völker mehr Jod oder Brom, mehr Helium oder Magnesium enthalten und wie weit sie gegen die fatalen auflösenden Substanzen widerstandsfähig sind. Auch die Frage, ob es unter den verschiedenen Rassen — natürlich außer der französischen — nicht wenigstens noch eine „wirklich chemisch reine" gibt, bliebe noch zu lösen. Dafür wird man allerdings bessere Zeiten abwarten müssen, denn die jetzige ist noch zu sehr mit den erstickenden und „Tränen erzeugenden" Gasen der Schützengräben angefüllt, und die Retorten und Reagenzgläser, worin solche Untersuchungen angestellt werden könnten, sind vorläufig noch alle von dem bekannten Chemiker Dr. Hein in Beschlag genommen. — Wie schön und erhaben ist doch die Wissenschaft! Namentlich wenn die Granaten nicht die Laboratorien erreichen, wo einige auserlesene Geister wie besagter Dr. Bérillon unbekümmert um all den Lärm und das Getöse wilden Streites am Wohlfahrt menschlichen Wissens arbeiten, das dann dienen soll, uns über alle Katastrophen hinwegzutrösten . . . . . dank der chemischen Analyse.

Das Leipziger Museum für Stadtgeschichte.

Eine der glücklichsten Eingebungen der Leipziger Stadtväter war der Beschluß, den prachtvollen Renaissancebau unseres alten Rathauses, mit seinem Laubengang, dem eigenartigen Uhrturm und der stolzen Giebelreihe eines der schönsten Beispiele altdeutscher Städtebaukunst, nach dem vor mehreren Jahren erfolgten Umbau zur Heimstätte der stadtgeschichtlichen Sammlungen zu machen und dabei den Charakter des schönen alten Hauses nach Möglichkeit zu wahren. So hat man im ersten Stockwerk den prachtvollen Rathaussaal mit den wundervollen alten Ratsherrnbildnissen über den Wandstühlen, den alten Kaminen und der Stadtpfeifergalerie sorgsam wiederhergestellt und ihm wie den zahlreichen andern historischen Nebenräumen die Kostbarkeiten der Leipziger Kunstgeschichte in geschmackvoll sich anpassender Einordnung, gewissermaßen als Mobiliar, anvertraut. Einen Schritt weiter mußte man bei der nunmehr glücklich beendeten Aufstellung der kulturgeschichtlichen Sammlungen im zweiten Stockwerk gehen, die am Pfingstmontag zum ersten Male der Oeffentlichkeit gezeigt werden sind. Hier hat man aus dem Gebiet von Verwaltungsräumen der alten Zeit einen einzigen Riesensaal gemacht, in dem nun die ungeheure Fülle des vorhandenen Materials immer noch behaglich Platz finden konnte. Alle Ausstrahlungen des städtischen Lebens spiegeln sich hier oben wider. Die Kriegsereignisse seit dem 30jährigen Kriege bis zur Völkerschlacht ziehen vorüber; das „Wirtschaftsleben" zeigt die Entwicklungen der Leipziger Messe und des weltumspannenden Buchhandels; die ruhmvolle Vergangenheit des Zunft- und Handwerkswesens spiegelt sich in kostbarem Gold- und Silberschatz. Die Gruppe „Geistesleben" birgt die reichen Zeugnisse von Goethes und Schillers Leipziger Aufenthalt und entwickelt die literarische Geschichte Leipzigs von Gottsched bis auf Gottschall in Bildnissen und interessanten Originalhandschriften. Leipzig als Theaterstadt findet breiteste Darstellung. Die ganze Reihe der Thomaskantoren zieht vorüber, von Johann Sebastian Bach erzählen eigene Handschriften und das einzig authentische Oelporträt, von Hausmann 1748 gemalt. Von Wagners, Schumanns, Mendelssohns, Marschners, Lortzings, Reßlers Leipziger Beziehungen reden kostbare Autographenschätze. Ins Kunstgeschichtliche wendet sich die Sammlung schließlich wieder in der Abteilung für Alt-Leipziger Wohnungskultur und Kleiderkunde. Großzügige Stiftungen haben es hier ermöglicht, eine Reihe köstlich intimer, mit erlesenem alten Hausrat ausgestatteter Zimmereinrichtungen aufzubauen, die den Geschmack der Bürgerkultur zur Zeit der Renaissance, des Barock, des Rokoko und Biedermeier überaus anheimelnd vor Augen führen. Die Gruppierung und Darstellung dieses verschiedenartigen Materials darf als ungemein glücklich bezeichnet werden. Ueberall ist die Wirkung des altväterisch Traulichen angestrebt; da wirkt die gemütliche Ausnutzung vertiefter Fensternischen, der Zauber wertvoller alter Originale in Oel zwischen den vielen Stichen und Schnitten, der Reiz einzelner Möbelstücke, die bunte Pracht von Waffen und Kostümen. Der Geist des alten Bauwerks ist auch im Innern lebendig geblieben. Man erlebt die Vergangenheit; sie ist nicht tot, stumm, einregistriert und katalogisiert; sie erweist sich stärker als die Gegenwart da draußen und hält einen in starkem Bann fest, solange man in diesen Sälen weilt. Leipzig hat damit eine Sehenswürdigkeit gewonnen, an der kein Freund altdeutscher Stadtkultur vorübergehen sollte!

Das Kinderzimmer soll einfach und freundlich sein.

Für Kinder ist das beste gerade gut genug. Dieser alte Lehrsatz bewahrheitet sich in allem, was das Leben des Kindes betrifft; sei es in der Erziehung, Ernährung oder Bekleidung unserer Lieblinge. Und auch der Raum, in dem die Kinder sich aufhalten, soll allen Anforderungen entsprechen, die an ihn gestellt werden müssen, wenn man in gesundheitlicher Hinsicht sorgsam sein will. Wer in der glücklichen Lage ist, den Kindern ein eigenes Zimmer geben zu können, wähle Ausstattung und Himmelsrichtung des Kinderzimmers, wie es vom hygienischen Standpunkt aus am besten ist. Soweit in der Wohnung eine Wahl möglich ist, soll das Kinderzimmer hell sein, Morgensonne haben und nicht nach der Straße liegen. Der ständige Aufenthalt in der Großstadt, wo die Wohnungen sehr hoch im Preise stehen, bedingt eine größere Einschränkung in den Räumlichkeiten. Nach Tunlichkeit jedoch soll jede Familie trachten, den Kindern einen Raum anzuweisen, in dem sie die alleinigen Herren sind, in dem sie sich nach Lust frei und uneingeschränkt bewegen und tummeln können, ohne die Erwachsenen zu stören und ohne das unangenehme Bewußtsein zu haben, sich bei ihren Spielen stets beobachtet zu sehen.

So lange die Kinder klein sind, verbringen sie wohl den größten Teil des Tages in ihrer Stube, und da sind Straßenlärm und Staub (die Fenster sollen doch tunlichst offen gehalten werden, damit den Kindern immer frische Luft zugeführt und der verbrauchten der Abzug ermöglicht werde) zwei unangenehme Dinge. Gehen die Kinder schon zur Schule, dann vertragen sie den Lärm besser und sind auch nach anderen Richtungen gestärkter und weniger empfindlich als im zartesten Alter. Am idealsten ist wohl eine Aussicht ins Grüne für ein Kinderzimmer, ohne einengende Mauern gegenüber, doch es kommt ja verhältnismäßig selten vor, daß alle Forderungen, die beobachtet werden sollen, zufriedenstellend zusammenwirken. Der Raum für die Kinder soll nach Tunlichkeit groß sein, um ihnen volle Bewegungsfreiheit zu gestatten; man stelle die Möbel auch ziemlich an die Wände und lasse die Mitte möglichst frei. Ein großer Tisch ist ja nicht immer nötig in der Kinderstube und, wo er gebraucht wird, könnte er ja allenfalls an die Wand gerückt werden. Daß die Möbel waschbar sein sollen, was durch hellfarbigen, am besten weißen Anstrich ermöglicht wird, ist ebenso bekannt, als daß man auch für die Wände Lackfarbe verwenden soll. Wenn auch eine einmalige, größere Ausgabe damit verbunden ist, so lohnt sich diese dadurch, daß Lackanstrich unbegrenzt lange hält, man also das Erneuern von Tapeten oder Malerei gänzlich erspart. Einesteils wird dadurch die große Unordnung vermieden, die durch das Neuherrichten der Wände unvermeidlich ist, anderenteils ist auch das Reinemachen der Wände leichter möglich. Sind die Wände tapeziert, so müssen sie mit Brot geputzt werden, denn das Abreiben mit Tüchern bringt Streifen hervor; sind sie jedoch lackiert, so werden sie einfach mit einem eingeseiften Lappen, den man über einen weichen Besen befestigt, abgerieben und dann trocken gewischt. Beim ganz Gründlichmachen des Zimmers wird dann reichlich Wasser zum Abschwemmen verwendet. Die Luft im Zimmer wird immer rein sein und keinen Staub enthalten, der sich an den Wänden wohl am meisten ansammelt, weil er nicht täglich gewischt werden kann. Der Boden des Kinderzimmers soll auf keinen Fall so glatt gebürstet sein, daß die Kinder Gefahr laufen, auszurutschen. Kann man den Boden mit einem durchgängig gemusterten und gekörnten Linoleum belegen lassen, so ist dies allerdings am besten; dieser Belag wird in bekannter Weise ähnlich behandelt wie der Parkettboden, man soll aber allzu große Glätte auch hier vermeiden, und wenn kleine Kinder den Raum benutzen, einen großen Teppich auflegen.

— Unter dem Titel „The Hungarian Review" erscheint jetzt eine neue Zeitschrift in Budapest. Sie soll, von ungarischem Geist beseelt, in englischer Sprache das neutrale Ausland vom geistigen und kulturellen Leben des heutigen Ungarn überzeugen. J. J. Dempsey, der seit vielen Jahren in Ungarn ansässige Irländer, auch Dozent an der Klausenburger Universität, ist der Redakteur.